

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 9

Artikel: Eynars Töchter [Fortsetzung]
Autor: Speck, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635147>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 9
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
28. Februar
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Wachstunde.

Von Fr. Hoffmann.

Die Lampen werfen ihren trüben Schimmer
Verschlafen in das müde Straßentreiben.
Die Nacht starrt durch die nabe feuchten Scheiben
Verdrossen ins behaglich stille Zimmer.

Des Ofenfeuers Schein zuckt an den Wänden.
Ich staune in die wildbewegten Gluten,
Die knisternd züngeln, lisse sich verbluten.
Ein Märchenbuch ruht zwischen meinen Händen.

Um meine Seele ranken milde Träume.
Sie sinnt und fängt behutsam an zu dichten,
Schwingt weltverloren sich in jene lichten
Von zarten Genien besetzten Räume.

Eynars Töchter.

Roman von Georg Sped.

9

Das Essen wurde im „Zehnthof“ eingenommen. Die Wirtin übertraf sich selbst und der Wirt war fast gar nicht betrunken, wenigstens vor dem Abend. Säle waren keine da; aber im oberen Stockwerke waren große alte Stuben. Man hing die Türen aus und erhielt auf diese Weise Festräume, die weit, bequem und behaglich genug waren. Das Essen war vorzüglich; denn es war nach dem Rezept der Frau Agnes zubereitet worden. Die Herren lobten den Wein, und gewiß nicht nur Kapri zuliebe, die Damen den Kaffee und das Gebäck. Es war, wie schon gesagt, ein herrlicher Frühlingstag. Die Stadt über dem See, die ihre Türme aus der Ferne wies, hatte ein kleines Orchester gesandt, das dort im Hotel Viktoria zu spielen pflegte und mit dessen Besitzer Kapri befreundet schien. Die erste Geige zeigte viel Gefühl, die Klarinette quinkelierte munter hinauf und hinab, die Flöte war sanft wie eine Mondnacht, das Cello zeigte eine tiefe Melancholie, doch ohne Sentimentalität, und alle wurden getragen von dem mannhaften Bass. Sie spielten so meisterhaft, daß jeder Freude und Lust haben mußte, erst zum Essen, dann zum Tanze und immer zum Trinken. Die Jungen bekamen von diesem kaum genug, die Alten vom anderen. Dazwischen wurden Reden gehalten. Der Doktor sprach von der Stadt als dem Schmuckkästlein des Landes. Der Syndikus lobte mit gewandten und artigen Worten die Frauen, obwohl er als Solist zum Feste erschienen war. Der alte Butti redete über den Wert des Geldverdienens mit dem Refrain: „Meine Damen und Herren, Geld ist eine Neben-

sache, aber immerhin eine schöne Sache.“ Sogar Kapris Volontär, der sich als ein munterer und brauchbarer Mensch erwies beim Feste, begeisterte sich derartig, daß er aufstand, um eine Rede zu halten. Aber die besonnene Marianne erwischte ihn noch beim Rodzipfel, und so begnügte er sich mit dem anderen. Florentine blieb beherrscht, war jedoch keine Spielverderberin bei allen Dingen. Der junge Butti erschien zehn Jahre älter, als er in Wirklichkeit war, zeigte nach Möglichkeit, aber mit stets belegter Stimme seinen Scharfsinn und sein Wohlmögen und blieb im übrigen weiterhin stolz, wie alle aus der Familie Butti, Frau Agnes nicht ausgenommen. Kapri wurde nicht müde, Gesellschaftsspiele zu finden und zu erfinden, und seine junge Frau war froh mit allen Frohen und gut mit allen Guten.

Unterdessen hatten sich am Nachmittag und mehr noch gegen Abend hin in den unteren Räumen immer mehr Menschen angesammelt. Sie füllten nach und nach den ganzen Garten und alle Galerien und hatten ihren Spaß für sich. Es wurde zu drei Ziehharmonikas getanzt an drei verschiedenen Orten. Ein Chor hatte sich zusammengefunden und sang manch schönes Lied, bis die Sterne erschienen. Einer, der sich einfallen ließ, Trompete zu blasen, und dazu noch entsehrlich falsch, wurde entrüstet fortgewiesen. Ein paar muntere Knaben, welche auf die Bäume geklettert waren und sich dort damit belustigten und die Frauenzimmer unten erschreckten, daß sie Frösche und kleine Kracher herab und unter jene warfen, wurden heruntergezerrt und auf der Rückseite von ernstern Männern gestraft. Auch einer, der

anderen Leuten im Herumstehen die Gläser austrank, die er gar nicht bezahlt hatte, wurde zur Rede gestellt. Bevor dann der Mond aufging, brannte man unter allgemeinem Lärm das noch vorhandene Feuerwerk ab. Und dann ging man nach Hause.

Oben bei den wirklichen Hochzeitsgästen dauerte es etwas länger. Aber schließlich hatte man auch dort genug von all der Lust und suchte den Heimweg und die Ruhe.

VI.

Ein unglücklicher Liebhaber und seine Ansichten.

Richard Marzelin hatte von diesem Tage weg keine glückliche Stunde mehr. Er wohnte mit seiner Mutter in einem alten Haus, welches zu dem kleinen Rest gehörte, der ihr aus besseren Zeiten geblieben; denn die Marzelin zählten, wie der Doktor wohl wußte, zu jenen zwar ehrenwerten, aber im Laufe lustiger Jahre verarmten Familien, welche dieser Stadt eigen waren wie die Wellen dem Wasser. Der untere Teil des Hauses war nicht bewohnbar. Da die Stadt meist auf Felsen gebaut war, mußten die Keller mühsam ausgesprengt werden, so kam es, daß viele Häuser statt des Kellers ein ausgemauertes, fensterloses Erdgeschloß besaßen. Uebrigens war hier die Mitte durch ein Gewölbe durchbrochen, durch welches zwei Straßen verbunden wurden. Außen führte eine gerade, steile Steintreppe, die durch etliche zur Zierde darauf hingestellte Oleanderkübel noch geschmälert wurde, von der Straße nach dem ersten Stock hinauf. Aber auch diesem alten, rustikalen und wenig komfortablen Hause gaben außen das feine Maßwerk der Fenster und die gefällig aus Stein gehauene Rundtüre eine überraschende Lieblichkeit und ziere Anmut. Innen überraschte das reiche Gefäß der niederen Stuben.

Hier lebte Marzelin, der als Mensch weder dumm noch böse, vielmehr gut und auch gescheit war, aber ohne rechten Wirklichkeitsinn und als Einziger allzusehr geliebt von seiner Mutter, einer etwas bekümmerten, aber recht stattlichen, ja vornehmen Dame. Wer ermißt die Gefühle einer Mutter, die nichts hat als ihr Kind und dieses liebt? Diese Frau trug ihre Armut mit Würde und Stolz, in einem Zeitalter der größten Ungeduld, der heftigsten Begehrlichkeit und des Zerfalles jeden stillen Heldentums. Eine breite schwarze Schleife auf dem grauen Scheitel, in einem alten, aber wohlgeschonten und gut geschnittenen Kleide von dunkler Wolle, ging sie aufrecht daher. Ihr schönes altes Gesicht war durch keine Leidenschaften zerstört, war ein stilles, gütiges Muttergesicht.

Einzige Söhne werden immer von Müttern verwöhnt, und dieser war es noch besonders. Nun sah die Mutter zu, Mütter sehen in diesem Falle gut, wie dieses ein wenig eigenwillige, aber gutgeartete Kind von ihr abfiel, wie die reife Frucht vom Baume. Das Chevalereske ihres Verhältnisses blieb zwar bestehen, doch wurde es immer mehr nur Form. Die Seele verlor sich, lag wie ein Körper zwischen zwei Magneten und wurde von dem stärkeren angezogen, trennte sich wie ein Stern von seiner Sonne, um restlos um eine mächtigere zu kreisen.

Die Mutter sah mit Kummer, wie er, der sonst geneigt und fähig war, jedes Ding zu vergolden, anfang, alles zu

bekritteln. Er schlief nicht, mochte nicht essen und fiel rasch aus den Kleidern. Er floh Florentine aus Scham oder Furcht, schwach wie ein Bettler vor ihr zu stehen und er suchte sie doch zugleich an allen Enden, getrieben von einer rasenden Sehnsucht nach ihrem Anblick. Sie schien ihm jedoch auszuweichen und er traf sie lange nicht. Da, einmal, als er eines Abends aus seinem Garten kam, der neben anderen Bürgergärten draußen vor den Mauern lag und den er in seiner Unruhe nun öfter aufsuchte, traf er sie in einer stillen Gasse. Sie trug ein zierliches Körbchen, in dem zwei Büchsen Velsardinen lagen, für Kapri und den Doktor. Sie sah ihn ruhig an, vielleicht weil die Gasse zu eng war, als daß sie unbemerkt vorbei konnte. Er rannte auf sie los wie ein Wilder und stand vor ihr, glücklich, schwindlig und zitternd vor Herzklopfen. Dann riß er ein Gedicht aus der Tasche, mit dem er sagen wollte, daß er sich fähig fühle, „mit ihr vereint zu den Sternen zu gehen“ und was derartige Ueberspanntheiten mehr sind, wie sie sich Verliebte gerne zuschulden kommen lassen. Sie zögerte erst, dann las sie es.

Er fühlte in sich alsbald tausend Quellen springen, tausend Brunnen rauschen. Er fühlte eine mächtige Kraft und den Mut, Großes zu vollbringen. „Ich bin sicher“, sagte er, nachdem sie gelesen und die Verse unschlüssig in der Hand hielt, „ich bin sicher, mit Ihnen noch etwas Rechtes zu werden und zu Ruhm zu gelangen.“

„Ach“, antwortete sie mit gesenkten Blicken und einer Härte in der Stimme, die vielleicht künstlich war, „ich verachte einen Mann, dem seine Frau helfen muß.“

Und da verlor er gleich wieder Verstand und Vernunft. Welche Härte, welche Herzlosigkeit und welcher hausbadene Unsinn, dachte er. Bei seinem Schweigen schaute sie ihn an. Da sah er, wie sich wieder plötzlich die dunklen, lieben Schatten um ihre Augen legten — „Schatten der Wälder unter himmlischen Sternen, dunkle Kränze um goldene Becher“, sagte er. Und in der Tat, in ihre umdunkelten Augen traten goldene Pünklein, daß das Braun der Augen verschwand und sie goldig flimmerten, daß sie voll von einer unendlichen Tiefe, voll von einer unsäglich Seelenhaftigkeit und voll von einer süßen Müdigkeit schienen. Er rief mit unterdrückter Stimme: „Ich wittere Abgründe von Leidenschaft in Ihnen. Ich liebe Sie, ich liebe Sie. Du bist mein, jeden Tag, jede Stunde. Verachte mich, wehre dich in deinem Hochmut. Ich liebe dich bis ich sterbe.“

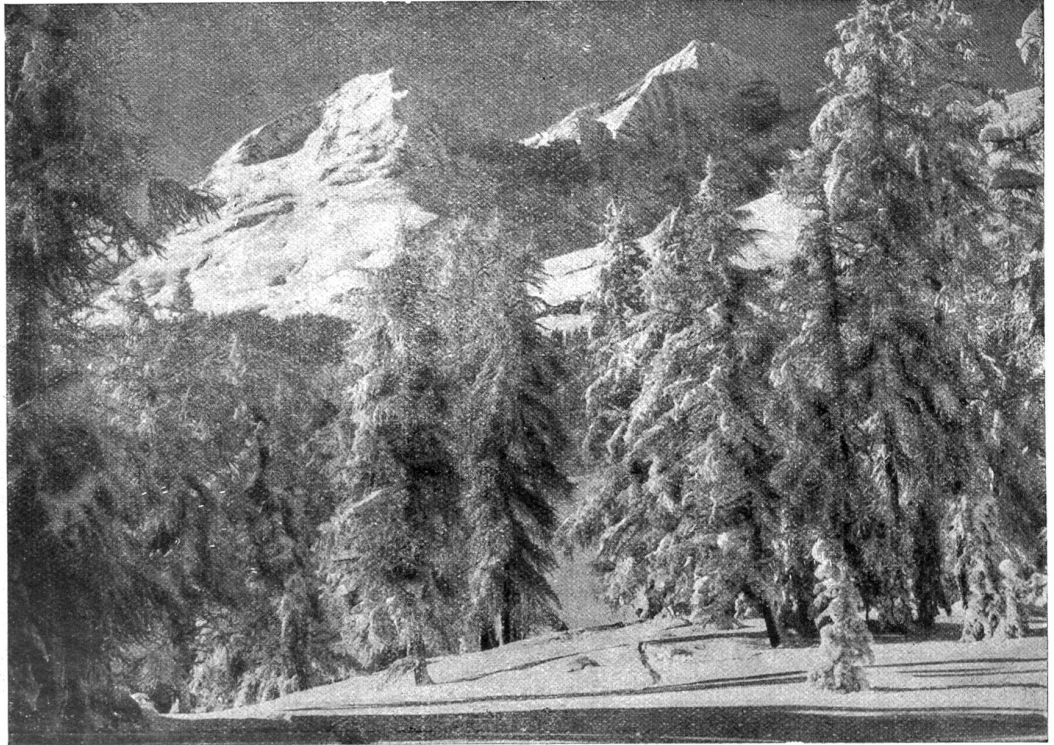
Nun sagte sie etwas Unbedachtes und Sonderbares: „Davon spüre ich nichts.“

Er stand eine Weile verduzt. Dann rief er, da sie schon weiterging: „Dein Mund lügt, aber deine Augen können nicht lügen. Du liebst mich, wie ich dich liebe.“

Er sah ihren schlanken Schatten nach, solange er konnte. Hernach ging er nach Hause. Da er nicht schlafen konnte, weil die Zimmer so niedrig, die dunkle, warme Föhnnacht erfüllt vom Frühling und den ersten Blumendüften war und in seinen Sinnen das Bild Florentines heftig und ohne Unterlaß kreiste, beschloß er, bei Doktor Eymar um sie anzuhalten, um zu einem klaren Ende und zur Ruhe zu kommen.

Am anderen Morgen, da er die Sache beim nüchternen Tageslicht beschah, erschien ihm sein Unternehmen bedeutend

schwieriger, ja sogar ein wenig mißlich, als in der Nacht, die durch Dunkelheit, Traumhaftigkeit und hemmungslose Phantasie alles retuschierte, Zusammenhänge aufhob, Härten milderte und in jeder Weise einer schönen Unwirklichkeit Vorschub leistete. Dennoch blieb er eigenständig bei seinem Vorhaben, und es gewährte ihm sogar eine gewisse Befriedigung, sich mit diesem Gedanken zu beschäftigen. Nur hatte er ernste Bedenken und lebte er in einer großen Unsicherheit, wie die Sache vor sich gehen sollte. Mußte er schwarzgekleidet sein, mit weißen Handschuhen? Mußte er am Tage oder am Abend, am Werktag oder am Sonn-



Verschneiter Bergwald.

tag dieses Unternehmen ausführen? Mußte er überhaupt hingehen, ins Haus hinein? Hier bekam er einen Schreck. Wenn es dann nichts wäre und er stände ganz verlassen in dem fremden Hause, vielleicht noch die Töchter dabei, vor allem Florentine — es war nicht auszudenken und er müßte dabei vergehen vor Scham. Aber gleich darauf dachte er troßig, ob das nicht feige sei, so zu denken? Vor dem Hochmut brauchte man sich nicht zu schämen. Nur, was mußte, was wollte oder konnte er eigentlich sagen? Was würde wohl der Doktor antworten? Oder sollte er sich wohl besser an Frau Agnes wenden?

Er fand auf solche Art kein Ende. Es fiel ihm nicht ein, sich an seine eigene Mutter zu wenden, so sehr war sie schon aus seinen Gedanken verdrängt, Freunde hatte er keine, weil er ein Eigenbrötler war, „ein merkwürdiger Mensch“, wie etwa die Frauen sagten, wenn sie ihm nachsahen. Er trank zwar zuweilen mit diesem oder jenem ein Glas Wein, zum Beispiel mit dem Syndikus. Aber sie hatten selten die gleichen Gedanken und Meinungen und verstanden sich darum nicht.

Indessen vergingen so mehrere Tage. Und da er all die Zeit über das Fräulein nicht mehr sah, wuchs mit der Sehnsucht seine Unruhe und sein Wunsch, irgend etwas zu vollbringen, das zu einem Ende, zu einer Lösung und zur Ruhe führen könnte, obwohl er zu unterst in seinem Herzen eine große Furcht hatte, die Hoffnung und damit das Letzte hierbei zu verlieren. Mehrmals drang er bis in den Arkadengang vor, der zu dem Doktorhause führte. Das Herz schlug ihm bis an den Hals hinauf bei dem Gedanken, die Türe möchte sich öffnen und jemand von den Doktorsleuten heraustreten. Einmal, als Rosine herauskam, lief er in einem wahrhaft panischen Schreden davon. Aber er ermannte sich und drang, fast ohne es zu merken, aus reiner Ge-

wohnheit immer weiter vor. Als er so eines Abends gerade vor der Türe stand, wurde diese geöffnet und Doktor Eynar trat heraus, wahrscheinlich um einen Pflichtgang zu unternehmen.

Der junge Mann küßte höflich den Hut und wunderte sich dabei, wie ruhig er war und wie leicht das ging. Auch der Doktor zog grüßend seinen Hut. Marzelin trat entschlossen auf ihn zu und sagte ohne jedes Zittern: „Würden Sie mir Florentine zur Frau geben? Ich habe sie sehr lieb.“

Der Doktor sah ihn eine ganze Weile mit runden Augen und halbgeöffnetem Munde an. Dann fragte er, etwas stockend und schwer atmend: „Weiß meine Tochter, weiß Florentine davon, daß Sie mir dieses sagen?“

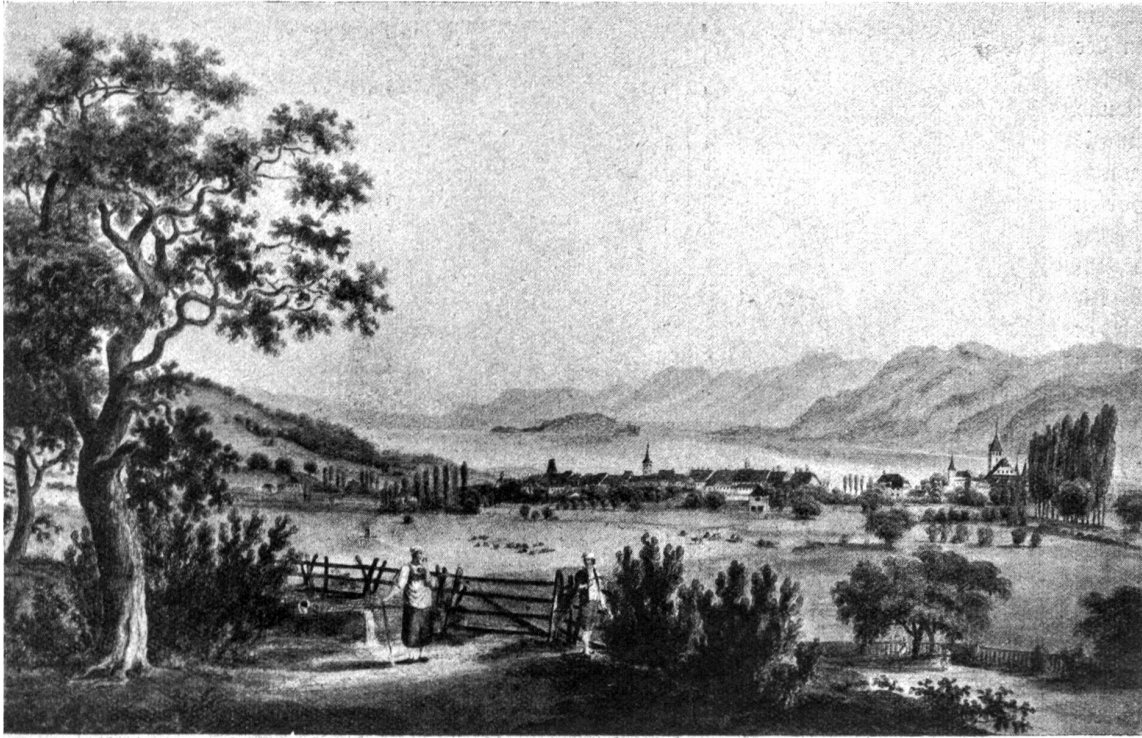
„Nein“, sagte Marzelin.

Der Doktor schwieg hierauf wieder eine Weile. Dann sprach er entschieden, ein wenig befremdet und hochmütig: „Meine Tochter ist nicht für Ihre Verhältnisse erzogen worden.“ Und da der junge Mann bewegungslos stehen blieb, fügte er etwas freundlicher hinzu: „Schlagen Sie sich das aus dem Kopf. Es geht nicht.“ Er wartete noch ein Weilchen, dann ging er weiter.

Der junge Mann blieb zurück, beschämt und vernichtet. Eine große Leere war in ihm, eine große Hoffnungslosigkeit. Vorläufig dachte er merkwürdigerweise nicht einmal an Florentine.

Drüben schlug das Glockenspiel der Hauptkirche. Sonst pflegte er dem mit großer Innerlichkeit zu lauschen, Verse an seinem Rhythmus zu messen, die summende Luft wie etwas Liebes und Gegenständliches zu erfassen. Jetzt war alles so entseßlich nüchtern. Auch er, er selbst!

Es war noch nicht spät, kaum sieben Uhr, und man erkannte deutlich, wie drüben bei den Kastanien die ersten



Nidau. Nach einem kolorierten Stich von Sprüngli. Ende 18. Jahrhundert. (Aus „Stadt und Landvogtei Nidau“.)

Blätter hervordrangen, mit zartem Grün. Die Luft war warm. Da und dort fingen an sich kleine Gruppen von Menschen zu bilden, um den schönen Abend zu genießen. Irgendwo sprang schon ein Lied auf, drang ein Gelächter zu ihm her. Er ging gedankenlos die Arkaden entlang nach dem äußeren Tor. Beim „Zehnthof“ fiel ihm ein, daß er etwas trinken könnte. Er war müde und durstig, wie nach einer großen Arbeit oder einem langen Marsche. Und dann fühlte er plötzlich einen Stich: Florentine! Er wußte, daß in der Stille, im Dunkel der Nacht die Gedanken an sie ihn überfallen würden wie Räuber. Wenn er trank, verlor sich vielleicht das Gefühl dieser grauenhaften Leere, das Einsamkeitsgefühl in ihm und bekam er die nötige Bettschwere. (Fortsetzung folgt.)

„Stadt und Landvogtei Nidau“.

Von Dr. Paul Aeschbacher.*)

Im Seeland arbeitet unter der Leitung von Herrn Schulvorsteher Dr. Oppliger in Biel eine rührige Arbeitsgemeinschaft**) an der Herausgabe heimatkundlicher Monographien, die die Kenntnis von Vergangenheit und Gegenwart ihres Landesteiles pflegen und mehren sollen. Da dieser Arbeitsgemeinschaft zumeist Lehrer aller Stufen und Wissensrichtungen angehören, verfolgen die Publikationen in ihrer Art und ihrem Aufbau erkennbar den praktischen Zweck, dem Heimatkunde-Unterricht in den Schulen authentischen Stoff zu liefern und ihn durch Anregungen in jeder Richtung zu beleben und zu fördern. Diese pädagogische Tendenz ist klar ersichtlich aus der Liste der bereits erschienenen oder in Vorbereitung liegenden Publikationen; wir finden sie dem vorliegenden Werke als Anhang bei-

*) Biel 1930. Verlag der Heimatkunde-Kommission.

**) Mehrere Arbeitsgemeinschaften bestehen seit etlichen Jahren in verschiedenen Landesteilen unseres Kantons, so eine in Burgdorf für Stadt und Umgebung, die bereits einen stattlichen Heimatkunde-Band veröffentlicht hat.

gedruckt. Außer den drei kulturhistorischen Studien von Dr. P. Aeschbacher über Lüscherz, das Kloster Gottstatt und das Kloster St. Johannsen (in Vorbereitung) sind bereits 5 Monographien erschienen. Davon stammen nicht weniger als drei umfangreiche wieder aus der Feder des gewandten Historikers P. Aeschbacher: so außer der hier zu besprechenden eine Arbeit über „Die Grafen von Nidau und ihre Erben“ und eine „Geschichte der Fischerei im Bielersee“. Das tief-

schürfende Werk von Dr. Th. Ischer über „Die Pfahlbauer des Bielersees“ wurde hier*) schon besprochen. Dazu kommt noch eine aufschlussreiche Studie von Hans Mühlemann über „Die Vögel des Seelandes“. Aus der Reihe der projektierten Publikationen — es sind 13 Nummern — nennen wir die folgenden: „Geologie des Seelandes“ (Dr. F. Antenen), „Flora des Seelandes“ (Dr. W. Lüdi und G. Christen), „Methodisches über den Geschichtsunterricht auf Grundlage der heimatkundlichen Monographien“ (Dr. F. Oppliger), „Das Kloster Frienisberg“ (Dr. B. Schmid), „Stadt und Landvogtei Büren“ (A. Seematter) und „Die Burgen und Schlösser des Seelandes“ (Dr. P. Aeschbacher).

Fürwahr, eine respektable Leistung und ein erstaunlich umfangreiches Programm für eine einzelne Arbeitsgemeinschaft. Wir können der seeländischen Heimatkunde-Kommission zu ihrem Erfolg und ihren idealistischen Plänen nur aufrichtig gratulieren. Möge sie das gesteckte Ziel, das wissenschaftliche wie das pädagogische, im vollen Umfange erreichen!

* * *

Es ist hier nicht der Ort, Aeschbachers Nidau-Monographie ihrer historisch-wissenschaftlichen Bedeutung gemäß zu würdigen. Wir können bei unseren Lesern nicht das Interesse voraussetzen, das eine Nachskizzierung der 35 Kapitel des Buches rechtfertigen würde. Doch sei hier der Inhalt immerhin in flüchtigen Strichen angedeutet.

Das Städtchen Nidau wurde 1338, also fast 150 Jahre nach Bern, von Graf Rudolf von Neuenburg, Herr zu Nidau, gegründet. Es ging schon 50 Jahre später, im Kampf gegen den Guglerführer Ingelram von Conen, am 20. Juli 1388 an Bern über. Die Belagerung von Städtchen und Schloß geschah unter recht dramatischen Umständen: die Berner hatten eine ansehnliche Menge Belagerungsmaschinen herangeführt, und ein echt mittelalterliches Lagerleben spielte sich wochenlang vor Nidaus Mauern ab. Nach Aeschbacher gehört die Belagerung zu den spannendsten Episoden der älteren bernischen Kriegsgeschichte.

*) Jahrgang 1929, S. 202 ff.